

Vom Elfenbeinturm, dem Impact Faktor und anderen kritisch zu sehenden Dingen rund um die Exzellenz in der Wissenschaft - oder: was diktiert den Fortschritt?

Die Universität sollte ein Ort der Inspiration, des Suchens wie auch des Verwerfens, des ganzheitlichen Lernens sein. Dort eignet man sich das «Handwerkszeug» für später, für die ständige Weiterbildung an. Möglichst günstige Rahmenbedingungen für die Lehre, das Lernen und Reflektieren sind wichtige Kernanliegen für diese Studienjahre. Früher gehörte eine breite humanistische Ausbildung dazu, verbunden mit den Lern- und Wanderjahren. Das Reifen und Öffnen des Geistes braucht Umsicht und seine Zeit.

In den letzten beiden Jahrzehnten ist viel von Exzellenz und Elite-Universitäten die Rede. Das wird von Nordamerika aus gesteuert, die asiatischen Tigerstaaten mischen kräftig mit und Mitteleuropa liegt im «Sandwich». Regelmässig werden Rankings über die besten Universitäten abgedruckt, die Spitzenplätze nehmen die USA und Grossbritannien ein, die beiden ETHs folgen. Die verwendeten Berechnungsweisen mögen teils fragwürdig sein, aber wenn man vorne drin vorkommt, sind doch alle stolz. Bei der starken Fokussierung auf Exzellenz gibt es einige Fallstricke, die sich im Zuge der «Bologna-Reform» (europaweite Harmonisierung der Studiengänge) verstärkten. Ich begrüßte bei dieser Reform die zu erwerbenden «Credits», die man an verschiedenen Hochschulen für sein Studium erwerben und mitnehmen konnte. Das schien die internationale Mobilität zu fördern. Mich beeindruckt das Universitätsleben der früheren Jahrhunderte, wo die Studierenden an mehreren Universitäten in verschiedenen Ländern ihre Sporen abverdienten und sich auch in mehreren Sprachen ausdrücken konnten. Ich verband dies mit dem Universalgenie Alexander von Humboldt mit seinem «Wissen zur Welt». Statt dessen entwickelten sich Bürokratie-Monster und Irrwege auf der Suche nach der Exzellenz. Ich schildere dies exemplarisch am besten an einem selbst erlebten Beispiel. Es wurde nach einem Professor für «Conservation Biology» an einer bestimmten Universität gesucht. Ich wurde dabei aufgefordert, eine «Short List» ausgewählter Kandidaturen zu beurteilen.

Es wurden zehn Kandidaturen aus rund 40 Bewerbungen ausgewählt. Als Auswahlkriterium dienten vor allem die Veröffentlichungen mit impact factor und citation index. Solche Rankings werden zwei Stellen hinter dem Komma geführt. Meine erste Analyse zeigte, dass die Mehrheit der Bewerber im genetischen Biobereich arbeitete. Das darf nicht erstaunen, denn im gesuchten Fach «Conservation Biology» ist mit «Conservation» ein Wertungsanspruch vorgegeben, der in einer wissenschaftlichen Publikation im Bereich der Naturwissenschaften wenig zu suchen hat. Das ist in der Medizin anders, weil dort nicht das Serbeln eines Menschen analysiert und beschrieben wird. Vielmehr soll das Zielobjekt wieder auf die Beine gestellt werden.

Ein weiteres Problem in der Biologie liegt darin, dass der Fortschritt nicht durch vertieftes Denken einer breiten Orientierung erreicht wird, sondern ganz klar durch neue technische Möglichkeiten. Die in den letzten 20 Jahren beobachtete Fülle an genetischen Studien liegt schlicht darin begründet, dass mit DNA-Analysen ein einladendes Fenster aufgegangen ist.

Und in der Genetik gibt es höhere Punkte für entsprechende Publikationen als für anwendungsorientierte Beiträge im Naturschutz oder gar für interdisziplinäre Arbeiten, wo es diesbezüglich ganz besonders schlecht bestellt ist. Inter- und Transdisziplinarität bilden noch immer einen wissenschaftlichen Nonvaleur in der biometrischen Bewertung. Gänzlich ungeeignet im

laufenden «Exzellenzgerangel» ist es, Bücher zu schreiben, die nur über die allfällige Zitation zur Kenntnis genommen werden, da der wichtige impact factor für Zeitschriften wegfällt.

Auf der zu prüfenden «Short List» fiel zudem auf, dass die «Genetiker» fast ausschliesslich wissenschaftstheoretisch gearbeitet hatten. Das führte zu etwas absonderlichen Publikationen, die dem Publikationszwang geschuldet schienen. Die Bewerber hatten zudem gemäss ihren vorgelegten Lebensläufen kaum bis gar keine Kontakte zur Naturschutzpraxis, auch nicht zur Naturschutz-Wissenschaft wie etwa IUCN-Gremien (Int. Naturschutzunion). Gerade bei der «Conservation Biology» schien mir eine Einbettung und Abstützung im Naturschutz und dessen Umsetzung unabdingbar, um den Puls der aktuellen Probleme zu fühlen. Mit der Bewertungsgrundlage für das Ranking und der tradierten Jagd nach Wissenschaftsexzellenz war mit dieser Auswahl zu erwarten, dass einige interessante Persönlichkeiten aus der Evaluation fielen. Gerade in dieser Thematik brauchen wir Vor-, Nach- und Querdenker. Die Favorisierung auf der Basis der englischsprachigen Papers fördert eher stromlinienförmige Kandidaturen, die karrierebewusst ihre Laufbahn planen. Im Französischen gibt es hierzu einen Aphorismus, der übersetzt lautet: «Forscher, die forschen findet man, aber Forscher, die finden sucht man» (des chercheurs qui cherchent on en trouve, mais des chercheurs qui trouvent on en cherche). Es fällt auch eine immer stärkere Spezialisierung und damit thematische Einengung auf; Grenzüberschreitungen sind eher seltener. Ich meine, Innovation findet vor allem mit den Grenzüberschreitungen und ungewohnten Kombinationen statt. So bekommen wir immer mehr theorieorientierte «Technik-Spezialisten», was überspitzt zur Aussage führt: «technology is the answer, but whats the question?». Mich erstaunte in meinem wissenschaftlichen Berufsleben immer, was wir an nicht aufbereiteten Erkenntnissen auf Halde haben. Man darf von einem Friedhof guter Ideen sprechen. Und wie wenig setzt sich dabei die Wissenschaftswelt für eine Aggregation des Wissens und für deren Umsetzung ein. Gerne hätte ich einmal ein Institut geführt, dass diese Berge an bestehendem Wissen abrufte und mit intelligenten Fragestellungen von heute verknüpft, etwa im Stile eines Worldwatch Institutes in Washington.

Noch ein Nachsatz zur damals geplanten Professur «Conservation biology». Es wurde schliesslich eine Endreihung gefunden. Auch die Bewerber spielten ihre Spielchen. Eines heisst «abgelehnte Berufungen» und soll den eigenen Marktwert erhöhen. Die Stelle wurde schliesslich nicht besetzt, die Mittel für andere Zwecke eingesetzt. Wir kennen das auch von der ETH Zürich, wo die Naturschutz-Professur ersatzlos gestrichen wurde, um die Mittel für andere Zwecke zu «kannibalisieren» und wissenschaftlich aussichtsreichere Exzellenzen zu erzeugen. Das nächste Ranking kommt ja bestimmt. Beim ersatzlosen Streichen der ETH-Naturschutzprofessur vergass man gar, die zwei an die Professur mitzählenden Institutionen in eine Vernehmlassung einzubeziehen. Naturschutz und Wissenschaft bilden ein schwieriges Begriffspaar.

Mit der Zeit lernt man bei Bedarf, mit der sogenannten Forschungsexzellenz geeigneter umzugehen und die Spielregeln zu durchschauen und zu nutzen. Es geht ja vor allem um bibliometrisch ermittelte Exzellenz unter dem Diktat des angelsächsischen Wissenschaftsmarktes. Die Forschungssprache ist heute fast ausschliesslich englisch. Ja selbst schweizerische Nationalfondsgremien unterhalten sich in Englisch, weil die französischsprachigen Fachleute diejenigen deutscher Sprache kaum mehr verstehen und umgekehrt. Was tut man für die Gewinnung von «Exzellenz»? Autoren sind angehalten, im «Gegenrecht» bestimmte Persönlichkeiten und Zeitschriften zu zitieren, um die nötigen Punkte zu bündeln und aufzuwerten. Forschungsergebnisse werden in der Darstellung in mehrere Veröffentlichungen aufgetrennt, damit es mehr Punkte gibt. Die klassische schriftliche Doktorarbeit wird durch eine «kumulative Dissertation» mit mehreren Fachbeiträgen abgelöst. An sich fragwürdige zu häufige Selbstzitationen können Zeichen einer gewissen Egomane sein, sie dienen aber letztlich auch der Bibliometrie mit den Rankings. In meinem Wirkungsfeld war es offensichtlich, dass die altehrwürdigen Schriftenreihen der naturwissenschaftlichen Vereine immer mehr unter die Räder geraten, da sie vor allem in deutscher Sprache international als «Grauliteratur» kaum zur Kenntnis genommen werden und auch keinen Impact Factor besitzen. Ja es wurde gar vor solchen Veröffentlichungen abgeraten, da für die Wissenschaftskarriere nicht förderlich. Die früheren Jahresberichte werden in der Folge zu mehreren Jahrgängen zusammengefasst.

Auf all diese Irrungen folgt jetzt die Quittung. Forschende glaubten bisher an die Kraft ihrer Fakten. Aber sie übersahen, dass es in der Politik und in der Zivilgesellschaft mehr braucht, um zu überzeugen. Dieses Kommunizieren haben sie allerdings nicht gelernt. Sie meinten, dass mehr Fakten zu weniger Meinungsverschiedenheiten führten. Die «Kreationisten» in den USA lassen grüssen! Dort verlangt inzwischen eine Mehrheit in der Bevölkerung die Berücksichtigung der Schöpfertheorie im Biologieunterricht neben oder anstelle der Evolutionstheorie. Die Forschenden im «Elfenbeinturm» erhalten es an den Kopf geworfen. Sie sind auch nicht Weltmeister im Zuhören. Nur wer die Argumente des Gegenübers kennt, kann darauf reagieren. Hinter falschen Aussagen können sich zudem durchaus legitime Werthaltungen verstecken. Da reicht die Autorität der Wissenschaft auf ihre Objektivität nicht aus. Die Wissensvermittlung wird zur ganz grossen Herausforderung und verlangt nach neuen Wegen.

Zunehmend wird auch im Zeichen knapper Finanzen eine eingeengte Freiheit der Wissenschaft bemängelt. Sie ist aber schon länger unter Druck. Das Ideal der «Freiheit der Wissenschaft» ist schon länger angekratzt. Es geht immer mehr um sehr viel Aufwand für Drittmittelinwerbung (z.B. EU-Projekte). Die Bedeutung privat finanzierter und damit gesteuerter Auftragsforschung wächst und man wäre blauäugig, hier die Freiheit nicht eingegrenzt zu sehen. Universitäten wie diejenige in St. Gallen und Liechtenstein, mit einem Drittmittelanteil von ungefähr der Hälfte ihres Umsatzes, sind in ihrer Selbstbestimmung und Forschungsansätzen bedroht, wenn sie das wohl auch nicht zugeben würden.

Wenn Donald Trump als amerikanischer Präsident nicht an eine menschengemachte Erderwärmung glaubt und mit Budgetkürzungen darauf reagiert und wenn Viktor Orban die private Central European University in Budapest aus dem Land treiben will, so ist es «allmählich» Zeit, sich mit diesem «postfaktischen» Nationalismus und mit den «alternativen Fakten» auch von Seiten der Wissenschaft ernsthaft auseinanderzusetzen. Es ist offensichtlich, dass für viele Menschen Wissenschaft noch unzugänglich ist, ja gar arrogant wirkt. Das gilt auch für die Begründung einer dringenden Umweltvorsorge mit Naturschutz und Raumplanung, die in breiten Bevölkerungsschichten wenig Abstützung finden. Für die Mehrheit der Bevölkerung ist die Natur grün, vielfältig und kaum bedroht. Wir hatten uns auch in der Naturschutzdebatte lange als Zielgruppe auf das Bildungsbürgertum konzentriert. Das nutzen nun Populisten aus. In bildungsferneren Schichten wachsen Verschwörungstheorien und eben «alternative Fakten». Es wird Zeit, Fehler auch in unserem Wirken zu suchen. Die Wissenschaft steckt in einer tiefen Vertrauenskrise, sie muss sich der Gesellschaft öffnen. Es bleibt viel zu tun.

Was wollte ich mit diesen Gedanken ausdrücken:

1. Die Wissenschaft muss sich der Gesellschaft öffnen und neue Formen der Wissensvermittlung suchen.
2. Die Forschungsexzellenz darf sich nicht nur bibliometrisch mit Publikationen messen, einige entsprechende Irrläufe sind wieder zu korrigieren.
3. Kulturelle Vielfalt mit thematischen Grenzüberschreitungen ist zu fördern, das angelsächsische Diktat ist zurückzufahren. Das Humboldtsche Wissensverständnis und die Freiheit der Forschung sind wieder zu entdecken.

Mario F. Broggi, 13. Mai 2017